

AKIN SCHRAUBT AN SEINER ZUKUNFT

Der elfjährige Akin lebt in den reichen USA, aber in einem armen Teil der Stadt Chicago. Dort gibt es viel Gewalt auf den Straßen – und die Polizei ist nicht immer eine Hilfe: Einige Polizisten haben Vorurteile gegen die dunkelhäutigen Bewohner.



An vielen Orten der USA demonstrieren Bürger dagegen, dass die Polizei Schwarze nicht immer fair behandelt.



Akin (rechts) und ein Freund basteln in einer Fahrradwerkstatt für Kinder. Hier fühlen sie sich sicher. Und sie tun etwas Sinnvolles. Sie lernen, dass es Besseres gibt, als mit einer Jugendgang auf der Straße rumzuhängen.



Wenn Akin seine Wohnung verlässt, dann ist er nie allein. Seine Mutter begleitet den Elfjährigen jedes Mal. Sie lässt ihn erst aus den Augen, wenn Akin an einem sicheren Ort ist – in der Schule zum Beispiel oder im Haus eines Freundes. Denn draußen, auf den Straßen Chicagos, ist es gefährlich.

Jede Woche werden hier durchschnittlich acht Menschen auf offener Straße erschossen. „Manchmal“, sagt Akin, „würde ich gern von hier wegziehen. Wegen der Gewalt, wegen der Waffen.“

Die Stadt, in der Akin lebt, liegt in den USA, einem der reichsten Länder der Welt. Waffen, Gewalt? Ein Elfjähriger, der nicht allein auf die Straße darf? Das würde man hier nicht vermuten.

Doch die Stadt hat ein Problem. Während im Norden Chicagos vor allem reiche, weiße Menschen wohnen, gibt es in Akins Viertel im Süden viel Armut. Ein Großteil der Menschen hier hat keine Arbeit. Jugendliche kämpfen in Gangs gegeneinander – auf offener Straße

und mit scharfen Waffen. Wer Mitglied einer Gang ist, findet die Schule schnell nicht mehr wichtig. Und hat kaum eine Chance, der Armut zu entkommen.

Akin will da nicht mitmachen. „Mein Traum ist es, später mal als Forscher an der Universität zu arbeiten.“ Auch deshalb ist er froh, dass es die „Experimentierstation“ gibt, einen Fahrradladen in seinem Viertel. Jeden Nachmittag kommen Kinder aus der Nachbarschaft hierher, um Hilfe bei den Hausaufgaben zu erhalten und beim Reparieren der Fahrräder zu helfen. Die „Station“, wie sie hier alle nennen, bietet ihnen einen Ort, an dem sie spielen, lernen und arbeiten können.

Als Akin ankommt, riecht es nach Gummireifen und Kettenöl, aus den Lautsprechern schallt Rockmusik. Akin begrüßt seine Freunde mit Handschlag und schnappt sich eine Orange aus der kleinen Holzkiste neben der Eingangstür. Akin geht fast täglich in die Station. „Hier fühle ich mich sicher.“



FOTOS: TAYLOR GLASCOCK / POLARIS / DEIN SPIEGEL; STEPHEN SHAMES / POLARIS / STUDIO X (L.U.)



Blöde Vorurteile: Akins Freund Jaleel hat sein Rad selbst zusammengeschrubt. Die Polizei glaubte, er habe es geklaut.



Preise fürs Aufräumen werden die Kinder in der Werkstatt wohl nicht gewinnen. Aber darauf kommt es auch nicht an.

➔ Draußen auf der Straße lauert nicht nur Gefahr durch bewaffnete Gangs. Auch die Polizei, die Kindern wie Akin eigentlich helfen sollte, ist nicht immer auf deren Seite. Weil es in seinem Viertel viel Gewalt und Kriminalität gibt, haben einige Polizisten Vorurteile gegenüber den Menschen, die hier leben. Und



Eine Runde zocken: Akin (l.) schaut beim Computerspiel zu. Der PC steht auch in der Fahrradwerkstatt. Man kann ja nicht immer nur basteln.

das nur, weil die meisten Bewohner eine dunkle Hautfarbe haben.

Akins Freund Jaleel bekam das schon zu spüren. Akin arbeitet zusammen mit dem 14-Jährigen in der „Station“. „Vor ein paar Wochen kam Jaleel hierher und erzählte diese Geschichte. Wir waren alle geschockt.“

Jaleel war mit seinem Fahrrad von der „Station“ zur Universität gefahren, um dort Bücher zu kaufen. Auf dem Rückweg raste plötzlich ein Polizeiwagen mit Sirenengeheul hinter ihm her. Die Polizisten warfen ihm vor, das Fahrrad und die Bücher gestohlen zu haben. Sie legten ihm Handschellen an. Erst als Jaleel

ihnen die Belege für den Bücherkauf zeigte, ließen sie ihn gehen. Entschuldigt haben sie sich nicht. „Ich bin mir sicher, dass sie ihn nur wegen seiner Hautfarbe verfolgt haben“, sagt Akin. Von den älteren Jungs in der „Station“ hat er ähnliche Geschichten gehört.

Es kommt in den USA immer wieder vor, dass die Polizei Schwarze zu Unrecht verdächtigt. Es sind sogar schon Jugendliche erschossen worden, weil Polizisten sich bedroht fühlten – obwohl die Jugendlichen gar keine Waffe hatten.

Akin versteht nicht, warum es zum Konflikt zwischen

Menschen kommt, nur weil sie unterschiedliche Hautfarben haben. „Für mich gibt es keinen Unterschied zwischen schwarzen und weißen Kindern. Innen drin sind wir alle gleich.“

Akin weiß, dass er später einen guten Job finden muss, um aus seinem armen Viertel herauszukommen. Auch deshalb findet er die Fahrradstation so gut.

„Früher“, erinnert er sich, „da bin ich nur wegen der Orangen hergekommen. Aber inzwischen bleibe ich wegen anderer Dinge. Ich fühle mich hier wie zu Hause.“ Wenn Akin in der Station ist, dann vergisst er für einige Zeit, was draußen passiert. Die Waffen, die Gewalt, das alles rückt in den Hintergrund.

Er schraubt und bastelt, bis seine Mutter ihn abholt. „Ich muss los“, ruft er seinen Freunden zu. Er streift sich seinen Kapuzenpulli über, darüber die Jacke. Den Reißverschluss zieht er bis ganz oben zu. Dann rennt Akin aus der Tür der „Station“ hinaus auf die Straßen Chicagos. Zusammen mit seiner Mutter, natürlich.

Lisa Duhm

DIE AMERIKANISCHE UNGERECHTIGKEIT

Die USA gelten als das Land der Freiheit und der unbegrenzten Möglichkeiten. Aber für die ersten Schwarzen war es das nicht. Im Gegenteil. Von 1619 an kamen sie als Sklaven aus Afrika. Vor allem im Süden des Landes mussten sie harte Arbeit auf den Plantagen verrichten – sie

besaßen keine Rechte und wurden nicht bezahlt. Doch im Norden der USA bildete sich in der weißen Bevölkerung immer mehr Widerstand gegen die Sklaverei. Im amerikanischen Bürgerkrieg kämpften deshalb die Staaten im Norden gegen die des Südens. Der

Norden gewann und schaffte die Sklaverei 1865 offiziell ab. Doch die schwarze Bevölkerung wurde weiterhin unterdrückt – zum Beispiel gab es Restaurants, die nur von Weißen betreten werden durften. 98 Jahre später versammelten sich mehr als eine viertel Million Menschen in der Hauptstadt Washington, um gegen die Diskriminierung zu protestieren. In einer be-

rühmten Rede sagte der schwarze Bürgerrechtler Martin Luther King 1963: „Ich habe den Traum, dass sich eines Tages schwarze Kinder und weiße Kinder als Schwestern und Brüder erkennen.“ Auch heute haben es schwarze Jungen und Mädchen in den USA nicht immer leicht. Jedes dritte schwarze Kind lebt unter der Armutsgrenze – bei den Weißen ist es nur jedes zehnte.